

Nr. 296. Bromberg, den 22. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

Urheberschutz für (Copyright by) Verlag „Das Bergland-Buch", Salzburg.

(30. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als wenige Minuten darauf die Sirene heult, sind die Arbeiter entspannt, und von dem unheimlichen, sie bedrohenden Alp bleibt nur lüsterne Neugier und die Genugtuung, dem Mittelpunkt so sensationellen Geschehens nahe zu sein.

Karsten verschwindet in der Telephonzelle, läßt sich mit der Villa in der Brückenallee verbinden.

Die Zofe Lotte ist am Telephon.

„Lotte! . . . Bitten Sie mal 's gnädige Fräulein an den Apparat."

„Das gnädige Fräulein schläft noch." Und beinahe in einem Atem: „Ach, Herr Karsten, haben Sie denn die Morgenblätter schon gelesen? . . . Wir sind in der größten Aufregung unten in der Küche . . . Was sollen wir denn machen, wenn das gnädige Fräulein aufwacht?"

„Alle Morgenzeitungen sofort verstecken! Alle! . . . Und sich alle etwas zusammennehmen, verstanden?! Keine aufgerissenen Gesichter machen! Und Fräulein Else sagen, sie soll mich erwarten, ich käme jetzt hin."

„Gott sei Dank, Herr Karsten!" antwortet das Mädchen.

Karsten ist nicht aufgeregt, er ist ganz ruhig — und vergißt doch, seinen hellen, langen Arbeitskittel mit dem Jackett zu vertauschen. Er schickt zu Fehling 'rüber: er müsse weg. Er reißt den Hut vom Haken und stürzt hinaus.

In der Brückenallee kommen ihm Mädchen, Diener, Chauffeur aufgeregt entgegen.

Er wehrt sie ab, wie er seine Arbeiter abzuwehren pflegt:

„Kinder — Papier ist geduldig! . . . Wartet man ab, was an dem ganzen Quatsch dran ist!"

Else Römer schläft noch.

„Wecken Sie sie, Lotte. Sagen Sie, ich wäre da."

Karsten geht auf und ab auf der Terrasse. Auf dem Tisch liegt ein aufgerissenes Telegramm, aufgegeben in Grasse, am Vormittag vor der tragischen Nacht. Er liest: Vater noch nicht gesprochen, aber Angelegenheit aufgeklärt. Völlig harmlos. Erklärungen mündlich. Hans und Gerda.

Nun schlief wohl Else zum ersten Male ruhig nach langer Zeit.

Lotte zieht in Else Römers Zimmer die Jalousien hoch. Sie macht es umständlich, geräuschvoll. Damit Else Römer aufwacht.

Die schlägt die Augen auf:

„Nanu, Lotte, ich hab doch nicht geklingelt."

„Nein, gnädiges Fräulein. Aber es ist Besuch da!"

„So früh — wer denn?"

„Herr Karsten!"

Mit einem Satz ist Else aus dem Bett:

„Karsten? Wirklich Karsten . . .? Ach Gott, ach Gott, meine Strümpfe, Lotte . . . ach nein, die braunen. Drehen Sie die Brause auf! . . . Lotte, haben Sie gesagt, daß er 'n bißchen warten muß, 'n bißchen? . . Aber Lotte, Sie machen ja 'n Gesicht wie sieben Tage Regenwetter! Wer hat Ihnen denn die Wurst vom Brot weggegessen? . . . Und mir ist zum ersten Male wieder wohl heute! . . . Beinahe vergnügt bin ich . . . Lotte, Sie kriegen zehn Mark Zulage ab nächsten Ersten! Fein nich? . . . Ich setz' das schon durch beim Vater . . . Hat Herr Karsten Blumen mitgebracht?"

Else Römer stürmt die Treppe hinunter. Steht mit vor Glück strahlenden Augen auf der Schwelle. Sie versteht's ja selbst nicht, daß sie den tapsigen Bär da allen ihren Sportkameraden vorzieht. Aber sie kann's nun mal nicht ändern.

„'n Morgen, Herr Karsten! Ein feines Telegramm bekommen gestern von Hans und Gerda! . . . Wollen Sie mit mir frühstücken? . . . Nein? Schade."

Sie sitzt am Frühstückstisch.

„Aber Lotte . . . die Zeitungen!"

„Ab!" sagt Karsten zu Lotte.

Lotte nickt, schlägt die Augen zum Himmel auf und verschwindet.

„Was ist denn mit Ihnen Karsten? Stimmt etwas nicht?"

Karsten sagt: „Geben Sie mir mal Ihr Pfötchen, Fräulein Else. So. Und nun hören Sie zu. Es klingt alles ein bißchen schlimm, ist aber im Grunde ganz einfach."

„Ja, was denn um Gottes willen?"

„Der ganze geheimnisvolle Klumpatsch um Ihren Herrn Vater ist zerplatzt . . . er hat ein Doppelleben geführt . . . na ja, sehen Sie, das hatten Sie schon selbst angenommen . . . er hat ein bißchen Clown gespielt im Sommer, verstehen Sie? . . . Was andere Leute sich alle Tage leisten, in der Familie und im Bureau, das Clownsein, daß bißchen Dalbern und Blödsein — das hat er sich eben für die Sommermonate aufgehoben . . . hat sein Clowntum eben in konzentrierter Form an eine größere Menge abgegeben! . . . Na, und das ist nun eben unter etwas merkwürdigen Umständen herausgekommen. Und die Zeitungen schreiben allen möglichen Quatsch darüber zusammen . . . und darum wollte ich Sie bitten, keine Zeitung jetzt in die Hand zu nehmen. Wollen Sie mir das versprechen?"

So einfach, so natürlich hat Karsten das gesagt, daß Else das, was sie da gehört hat, ganz natürlich scheint. Und als hätten seine Worte ihr auch die Einstellung gegeben, sagt sie ruhig:

„Ja, Herr Karsten . . . wenn Sie das für richtig halten . . . natürlich verspreche ich Ihnen das." Und nach einer Weile: „Was wird nun also jetzt mit meinem Vater und so . . .?"

„Ihr Herr Vater scheint Hals über Kopf aus Grasse abgefahren zu sein. Sie müssen damit rechnen, daß er hier sehr bald eintrifft. Er wird vielleicht durch den Schock . . . durch einen Schock . . . also durch die letzten Ereignisse etwas gelitten haben . . . Sie werden gut tun, keinerlei Fragen an ihn zu richten. Er kommt, er ist da — schön!"

„Und Hans? . . . Und Gerda?"

Karsten steht auf.

„Ich muß wieder in die Fabrik, Fräulein Else! Meine Arbeiter haben mal wieder einen unruhigen Tag. . . Also, keine Zeitungen lesen! Und wenn Sie auf mich hören wollen, lassen Sie sich auch am Telephon verleugnen!"

„Das geht doch nicht!"

„Geht sehr gut." Karsten läßt sich mit der Auskunft verbinden: „Bitte, Fräulein, sperren Sie bis auf weiteres diesen Anschluß. Nein, nicht ganz. Von hier aus muß gesprochen werden können. Gebührenpflichtig? . . . Schön. Wieviel? . . . Zwei Mark bis zur Aufhebung der Sperre, gut. Was wird den Anrufenden gesagt? . . . Der Teilnehmer wünscht nicht angerufen zu werden? Gut. Danke."

Karsten hängt ein.

„Frech? Nicht, Fräulein Else? Daß ich hier so 'rumfuhrwerke. Aber ich halt's für besser. Die Zeitungen schreiben Quatsch! Die Menschen reden Quatsch! Und Sie so ohne jeden Schutz — nee, geht nicht . . . Sie können mich jede Stunde anläuten, wenn Sie's beruhigt. Nach Fabrikschluß komm' ich wieder her. Kann ich mich heute abend für Tee und Essen in Kost geben bei Ihnen? . . . Schön. Gut. Danke. Kopf oben behalten! Nur keine Panik!"

Karsten geht. In Elses Ohr aber schwingen seine letzten Worte: nur keine Panik!

Sie setzt sich in das kühle Bibliothekzimmer. Nur nichts denken. Sich in nichts hineinphantasieren. Abwarten. Hinnehmen. Keine Panik.

*

Als Gerda Manz sich in der Solo-Garderobe des Cirque d'été umsieht und entdeckt, daß der Clown . . . daß Direktor Römer verschwunden ist, lassen ihre Nerven nach. Sie fällt auf das Sofa, bricht in Tränen aus. Ein Schluchzen, in dem sich alle freudigen und qualvollen Spannungen der letzten Tage und Wochen lösen.

Von draußen dringen Kommandorufe herein, Hammerschläge.

Frau Molignon reißt die Tür auf:

„Das Zelt wird abgebrochen. Sie müssen 'raus!"

Noch immer zittert sie vor Empörung über das, was der junge Bengel ihrem Manne angetan! Wenn der, bevor er abgeführt wurde, nicht gesagt hätte, er käme für den ganzen Schaden auf, sie würde jetzt die Geliebte des jungen Mannes mitsamt dem falschen René noch ganz anders an die Luft setzen! Sie wiederholt grob: „Also bitte: verlassen Sie den Zirkus! Wenn der Vater Ihres Freundes nicht bis zum Wagen laufen kann, schicke ich ein paar Männer, die ihn 'raustragen."

Gerda fühlt, daß ihr von dieser, schwer durch die Umstände geschädigten, aufs tiefste verletzten Frau keine Güte kommen kann. So sagt sie nur:

„Ich gehe. Aber Direktor Römer ist fort — er ist verschwunden . . ." Nein, sie hat sich nicht mehr in der Gewalt . . . die Tränen stürzen ihr aus den Augen: „. . . ich weiß nicht, wo er hin ist!"

Frau Molignon antwortet, während sie sich zum Gehen wendet, über die Schulter: „In sein Hotel wird er gefahren sein . . .!"

Gerdas Tränen versiegen:

„Wo wohnt er?"

„Keine Ahnung!"

„. . . Aber das gibt's doch nicht — man hat doch in jedem Betrieb die Adresse seiner Angestellten!"

„Na, jedenfalls, wir haben sie nicht!" antwortet Frau Molignon gereizt.

Gerda sagt mit einem Gesicht, das die neuen, sich in ihr ballenden Energien widerspiegelt: „Dann muß eben ich . . ." Sie sieht an sich herab. Ihr Spitzenkleid hängt in Fetzen um sie herum. „So kann ich doch nicht . . . Können Sie mir denn nicht wenigstens irgend was zum Anziehen geben? . . . Ich kann doch für die ganze Sache hier überhaupt nichts!"

„Kommen Sie mit!"

Sie gehen hinüber zum Molignonschen Wohnwagen. Die Nacht ist kalt. Eisig der Wind, der vom Rocavignon herunterbläst. Gerda hört die Stimme Molignons, der den Zeltabbau leitet: „Vorsicht! . . . Halt . . . daß der Eisenmast nicht umstürzt . . . Aufpassen! . . . Links steifen! . . ."

Frau Molignon zerrt ein Kleid aus dem Korb:

„Da. Es wird zu groß sein für Sie!"

Gerda sagt: „Ist ja nur bis ins Hotel!"

Frau Molignons großkariertes Kleid umsteht Gerda wie ein Sack. Sie kann kaum darin gehen.

„Können Sie mir vielleicht ein bißchen mit Geld aushelfen? . . . Ich habe keinen Centime in der Tasche!"

Frau Molignon wehrt trocken ab:

„Ich werde meinen Mann morgen früh zur Polizei schicken, das ist alles, was ich tun kann . . . Vielleicht lassen sie Ihren Freund dann schneller heraus . . . Soll ich Sie jetzt zum Wagen bringen? . . . Er kann heute nicht bis 'ran fahren. Die Wiese ist wie ein Sumpf nach dem Unwetter . . ."

„Danke. Nicht nötig."

Gerda geht in die Nacht hinaus. Noch immer die Kommandoworte Molignons von irgendwoher: „Mehr links! . . . Stützen! . . . Halt!"

Im Dunkeln, in nächster Nähe, überlaut dröhnend die Stimme eines Mannes: „Merci, Merini . . . war bißchen viel Wein . . . viel Wein . . . aber gut . . . sehr gut! Danke für die Gastfreundschaft in Ihrem Wagen! . . . Kann . . . kann mich kaum auf den Beinen halten! . . . Sie hören von mir, Merini! . . . Ja, ja, wenn ich Ihnen sage! . . . Wenn Staniol was verspricht . . ."

Die Lampen des Wagens, der drüben, hundert Meter entfernt, am Feldrand auf der Straße steht, leuchten wie bleiche Silberscheiben in das Dunkel.

Gerda patscht über die Wiese. Versinkt bis über die Knöchel in Pfützen. Das aufspritzende Wasser dringt in ihre Schuhe.

Ihr Einsamkeitsgefühl ist grenzenlos. Wenn sie daran denkt, daß Hans Römer nach seinem erschütternden Erlebnis mit dem Vater jetzt wie irgend ein Verbrecher hinter Schloß und Riegel sitzt, daß er den Vater in ihrer sorgenden Obhut glaubt — sie könnte laut herausschreien vor Verzweiflung! Und keinen Pfennig in der Tasche! Nichts unternehmen können! In einem fremden Land! Mit kalten, feindlichen, mißtrauischen Menschen um sich herum!

Hinter ihr durch den Morast patschende, schwere Schritte.

Sie geht schneller.

Als sie vor dem Wagen steht, ein Räuspern in ihrem Nacken. Dann:

„Mademoiselle! Wollen Sie mich mitnehmen in Ihrem Wagen?"

Schwerer Weindunst schlägt Gerda ins Gesicht.

„Mein Name ist Staniol! . . . Staniol vom „Apollo-Konzern" in Berlin!"

„Berlin?! . . ."

Beinahe ein Jubelruf. Beinahe fällt Gerda dem Manne um den Hals. Berlin! . . .

„Ja, bitte, bitte . . . steigen Sie ein. Ich bin Deutsche. Ich wohne im Hotel de la Gare."

„Das ist ja phänomenal!" dröhnt Staniol. „Ich wohne, denken Sie, ich wohne auch im „de la Gare"! . . . Was es so gibt im Leben, was . . . Was es so gibt . . .!"

Sie fahren der Stadt zu, an kleinen Gruppen Neugieriger vorüber, die nach der Zirkuswiese hinauspilgern, um zu sehen, was Orkan und Panik angerichtet haben.

Staniol ist in einer nicht wiederzugebenden Gemütsverfassung . . . die Ereignisse der letzten Stunden wirbeln durch sein vom Alkohol umnebeltes Hirn: erst der Vertrag mit dem Clown, dieser unter so irrsinnigen Umständen unterzeichnete Vertrag . . . Dann der katastrophale Zusammenbruch der großen Nummer . . . die Massenpsychose . . . die entsetzlichen Blitze und krachenden Donnerschläge . . . der Merini, der ihn abgefangen und in seinen Wohnwagen geholt . . . der eine Flasche Wein nach der andern von irgendwoher angeschleppt hatte . . . der von seinen noch von keinem anderen erreichten Erfolgen erzählt hatte, bis er . . . Was hatte er dem Kerl eigentlich versprochen . . .?"

Er kann überhaupt keinen klaren Gedanken mehr fassen. Sieht sich plötzlich im Bureau des Apollo-Konzerns, mit einem vom Direktor der Maschinenfabrik Vulkan unterschriebenen völlig sinnlosen Vertrag . . . hört die Stimme des intrigierenden Schnösels: „Staniol wird abgebaut . . .!"

Er selbst hat die Worte herausgestoßen.

„Wie, bitte?" fragt Gerda.

Sie fühlt sich so machtlos den Ereignissen gegenüber, so rat- und hilflos, daß ihr sogar die Nähe dieses Wildfremden gut tut.

Staniol, von Gerdas Frage in die Wirklichkeit zurückgerufen, denkt: wenn sie jung ist und nicht zu mies . . .

„Darf Ihnen Staniol heute abend Gesellschaft leisten?"

Aus Gerda bricht es heraus, in Verzweiflung:

„Es ist entsetzlich, daß Sie betrunken sind!"

Diese einfache Feststellung ernüchtert ihn.

„Einer Dame gegenüber bin ich nicht betrunken!"

„Ich bin keine Dame! Ich bin ein Mensch, der nicht weiter weiß . . . einfach nicht weiter weiß!"

Staniol sagt:

„Wenn Sie männlichen Rat brauchen, meine Gnädigste . . . ich meine: menschlichen . . . also ganz ohne jede Nebenabsicht . . . Hand aufs Herz . . .?"

Gerda nickt.

„Ach ja, danke. Nachher, ja? . . . Im Hotel. Ich muß wenigstens wissen, wie Sie aussehen . . ."

Das Hotel „de la Gare" ist trotz der späten Stunde noch offen. Fremde Gäste und Einheimische stehen im Vestibül herum, sitzen noch im Restaurant. Alle sprechen von der Katastrophe im Cirque d'été. Einzelne Sätze schlagen an Gerdas Ohr:

„Verkappte Hypnose natürlich! Ein ganz gewissenloser Typ! Kann ja eine ganze Stadt in den Wahnsinn treiben . . . Daß die Behörde . . ." — „Wer heißt Römer?" — „Gleich ins Gefängnis . . .?" — „Schrecklich, mit was für Leuten man in einem Hotel Wand an Wand lebt . . .!"

„Nicht hier, bitte, nicht hier!" flüstert Gerda Staniol zu. Ihr zartes Gesicht ist schmal und verängstigt.

„Schön, in den Speisesaal . . . Nun, reden Se mal, Kindchen!"

Staniol sieht erst jetzt, wie jung das Mädchen in dem Kleid ist, in das es gar nicht hineinpaßt. Wir trinken beide einen steifen Grog . . . war verdammt kalt vorhin! Und 'ne Lungenentzündung können wir beide nicht brauchen. Und damit Sie mal erst Bescheid wissen, mit wem Sie's zu tun haben: ich bin Staniol und . . ."

(Schluß folgt.)

Lauter Christkindel!

Erzählung von **Kurt Arnold Findeisen.**

Von einem meiner Ahnen mütterlicherseits ist eine herzliche Geschichte überliefert. Darin brennt ein wunderbarer Christbaum, obwohl sie sich in einer Zeit zutrug, da die deutsche Welt vom Christbaumzauber noch nichts wußte, die erzgebirgische Welt schon gar nicht.

Wohl aber kannte man dort hier und da schon die schöne Sitte, zu Weihnachten auf dem Altar der Kirche, wo sonst das Kruzifix stand, eine holzgeschnitzte Nachbildung des Bethlehemkindleins aufzurichten, das die rechte kleine Hand zum Segnen ausstreckte. In der linken Hand hielt es der Überlieferung gemäß einen Reichsapfel als Sinnbild seiner Herrschaft über die ganze Christenheit.

Ein solches Christkindel wurde auch seit Jahrzehnten auf dem Altar der hochberühmten St. Wolfgangskirche in der Bergstadt Schneeberg aufgestellt. Es war ein an die zwei Ellen hohes Püppchen aus Lindenholz mit dicken Armen und Beinen und einem prallen Bäuchlein. Das Figürchen stand mit nackten Füßen auf einer Weltkugel und lächelte holdselig aus einem pausbäckigen Gesichtlein. Da es trotz seiner Jugend am Hals und an der Nase schon ein paar Risse hatte, wurde es alle vier, fünf Jahre von einem Malermeister frisch angepinselt, nachdem es aus seinem Winkel in der Sakristei hervorgeholt worden war. Alsdann erfolgte wie immer seine festliche Einkleidung. Über den bloßen Leib wurde ihm ein leinenes Hemdlein gezogen, das an den Säumen goldgeknüpfte Borten schmückten, darüber ein Mäntelchen aus grünem Taft. Um den Hals bekam es eine Krause aus Silberspitzen.

So geschah es auch im Jahre des Heils 1669. Damals war das Christkindel in St. Wolfgang gerade wieder einmal frisch angemalt worden. Dazu hatte es vom greisen Bürgermeister Wolf Limbecker ein Krönlein aus Perlen gestiftet bekommen und vom Oberbergverwalter Augustus Beuthner, der von schwerer Krankheit genesen, einen neuen Spitzenkragen, geklöppelt in der holländischen Art, wie es Frau Barbara Uttmannin zu Annaberg die gebirgischen Frauen gelehrt hatte.

Während man nun in Schneeberg die Christmette rüstete, da alles Volk mit brennenden Kerzen zur Kirche kam, um das Christkindel auf dem Altartisch in seiner neuen Pracht zu bewundern, befand sich der Hammerwerks- und Schwefelhüttenbesitzer Zacharias Schnorr, meiner Mutter Ahn, auf Geschäftsreisen, um fällige Geldbeträge einzuholen. Hier und da war ihm das gelungen; noch zahlreicher waren die Fälle, da die Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges seine Schuldner in späte, aber um so gefährlichere Nöte hineingerissen hätten, so daß nicht ein lumpiger Pfennig beizutreiben gewesen. Herr Zacharias, der bei aller Geschäftstüchtigkeit ein studierter Mann war (er hatte als junger Mensch nicht weniger als 16 Universitäten besucht), zog aus der Gelassenheit seines Gelehrtenverstandes den Trost, daß von einem Baum, der abgehauen, eben keine Frucht zu erwarten sei; aus seiner christlichen Gesinnung schoß ihm die Mahnung zu, keinen säumigen Zahler zu bedrängen, sondern sich mit dem zu begnügen, was jemand gutwillig zu entrichten bereit war.

Am schlimmsten fand er es bei seinem Geschäftsfreund Johann Hennig in Hamburg; ja, als er in dessen Haus eintrat, fiel er gleichsam in eine Grube gehäuften Unglücks und jammervoller Hoffnungslosigkeit. Hennig war vor einer Woche einer Seuche, vielleicht mehr noch der Last seiner Lebenssorgen, erlegen; vor drei Tagen war ihm seine untröstliche Hausfrau nachgestorben. Acht unmündige Kinder, drei Knaben, von denen der älteste kaum zwölf Jahre zählte, und fünf Mädchen, davon das jüngste noch in Windeln lag, fand mein Ahn im Nest des Elends zusammengedrängt; er erblickte nichts als schreckhaft geweitete Augen unter flachsblondem Haar, hungerblasse Wangen und Lider, die vom vielen Weinen entzündet waren. Da mußte er zunächst einmal an seine eigene Ehefrau und an seine eigenen sechs Kinder denken, die aller Vermutung nach gesund und wohlbehalten daheim im geräumigen Hause saßen und sich auf den heiligen Christ freuten, den er ihnen mitzubringen versprochen. Und indem er die Mutter seiner Kinder über hundert Meilen hinweg nochmals fest ins Auge faßte und dabei sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, sie hätte ihm frommen Blickes zugenickt, erklärte er den acht Waisen, sobald er sie mit Speise und Trank versehen, kurzerhand, daß er ihr neuer Vater sei und sie spornstreichs ihrer neuen Mutter zuführen wolle. Er tat sich nach einer Kindergärtnerin um, mietete eine stattliche Landkutsche mit einem tüchtigen Pferd, der er sein eigenes Reitrößlein mit vorspannte, setzte die acht Kinder nebst ihrer Wärterin auf ein paar Schütten Heu und Stroh, sich selber auf den Kutscherbock und trat die Heimreise an.

Unterwegs staunten in Städten und Dörfern die Bewohner nicht schlecht, wenn die Fuhre durchkam. Wie aber Kinder sich schnell in veränderte Verhältnisse finden und eine weite Reise über Land für sie ohnhin ein unbestrittenes Vergnügen ist, so erheiterten sich die acht Kleinen zusehends in dem Maße, wie ihre Wangen sich in der Winterluft röteten. Dazu kam, daß ihnen, sobald in Dorf und Stadt die Leute ihre Vielzahl gewahrten, allerhand Nahrhaftes und Nützliches zugesteckt wurde, besonders von Frauen, je näher das Weihnachtsfest heranrückte, hier ein Süpplein, dort eine Handvoll Nüsse oder gar ein Äpflein, das schon für die Feiertage vergoldet war.

Als sie an einem späten Nachmittag zu Schneeberg durch die Schranken fuhren, wirbelten Flocken in tollem Gestöber. So sahen die Bergstädter nicht sofort, was für eine wunderliche Fracht ihr Herr Zacharias Schnorr herangefuhrwerkt brachte. So gewahrten sie auch nicht, wie sich seine Stirn unter der Mütze arg krauste und wie er, während er nach seinem Haus hinüber sah, die Unterlippe im beschneiten Bart nachdenklich hängen ließ. Er vergaß ganz, seine müden Rößlein anzutreiben. Der Wagen hielt mitten auf der Straße. Acht unmündige Kinder zu seinen eigenen drei Buben und drei Mädchen, das machte zusammen vierzehn! Vierzehn unmündige Kinder in sorgenvoller Zeit! Ob Frau Regina, seine Hausmutter, das auch wirklich gutzuheißen vermöchte?

Da fiel ein voller Glockenton vom Turm von St. Wolfgang, und irgendwoher kam vertrauter Gleichklang singender Stimmen: die Bergknappen und die Stadtschüler sangen das Christfest ein im Umgang von Haus zu Haus. Es hatte etwas Beschwichtigendes, dieses Lied, und überhaupt: übermorgen war Weihnachten!

Damit knallte Herr Zacharias kurz entschlossen mit der Peitsche. Die Rößlein zogen an. Er hielt vor seinem Haus, und schon stand sein alter Buchhalter in der Tür.

„Wir sind daheim!" sagte Herr Zacharias und kletterte rückwärts vom Kutscherbock. Mit einem Schlag fuhren acht neugierige Kinderköpfe unter der beschneiten Plane vor, dazu das verschlafene Gesicht einer ältlichen Jungfrau. Dem Buchhalter blieb der Mund vor Schreck offen stehen. Und Frau Regina, die Hausmutter, die hinter ihm erschienen war, fragte beklommen: „Was bringst du uns da angefahren, lieber Mann?" Aber drei Buben und drei Mädchen, eins immer kleiner als das andere, purzelten die Stufen herunter, umsprangen den Vater, die Rößlein, das Gefährt und verschlangen die fremden Kinder mit strahlenden Augen; sechs Schnorrsche Buben und Mädchen hüpften von einem Bein aufs andere, klatschten in die Hände und jubelten: „Hast du uns was mitgebracht, Vater, zum Heil'gen Christ?" Worauf mein Ahn seine Söhne und Töchter an sich zog, seinem Weibe siegreich zunickte und zur rechten Stunde das rechte Wort fand, indem er auf das geduckte Häuflein in der Kutsche wies: „Acht Christkindel! Lauter Christkindel!"

Der unerwartete starke Zuwachs der Schnorrschen Familie, der nach Bekanntwerden die alte Bergstadt mit einem wahren Beifallsrausch füllte und nachher in alle gebirgigen Chroniken der Zeit mit großen Buchstaben überging, hatte noch ein freundliches Nachspiel, von dem die Chroniken freilich nichts wissen können.

Als nämlich am Morgen des ersten Weihnachtstages die Schneeberger nach St. Wolfgang strömten, um in alter Weise früh um fünf die heilige Mette zu feiern und das neu geschmückte Christkindel anzustaunen, erschien auch in seinem prächtig geschnitzten Kirchenstuhl ganz vorn am Altar Herr Zacharias Schnorr mit seiner ganzen Hausgemeinde. Die war diesmal achtzehn Köpfe stark, als da waren vier Erwachsene, nämlich außer ihm und seiner Hausmutter der Buchhalter und die fremde Kindermagd, und sechs Buben und acht Mädchen, alle mit einem brennenden Lichtlein vor dem Leibe, alle mit glühenden Bäckchen, alle mit dem glückhaften Schein im Gesicht, den die Weihnachtsstunde verleiht. Und da jeder Kirchgänger sein Mettenlichtlein mit sich führte und vor sich auf Betstuhl oder Geländer pflanzte, glich die Säulenhalle, so weitgewölbt sie war, alsbald einem einzigen schimmernden Lichtermeer. Und da die Menschen hin- und herwogten, weil jeder das neubekleidete Christkindel auf dem Altar betrachten wollte, und weil die Gesänge, die vom Chor klangen, und die alten Lieder, in die alle volltönig einstimmten, die Kirche mit einem starken Atemwind füllten, flackerten und hüpften sämtliche Kerzen, und das Christkindel vorn auf dem Altartisch schien ebenfalls zu hüpfen und zu tanzen, als freue es sich außer Maßen über das frische Hemdlein, den Taftmantel, die neue Halskrause und das Perlenkrönlein, das ihm der Herr Bürgermeister gestiftet hatte.

So braucht es auch nicht wunder zu nehmen, daß viele Kirchgänger dieser gesegneten Weihnachtsmette nachher folgendes gesehen haben wollten: Als Herr Zacharias Schnorr mit seiner Kinderschar unter den Andächtigen vor den Altartisch trat und eins ums andere emporhob, damit es trotz des Menschengewühls das bunte Püppchen genau betrachten könnte, habe das Christkindel jedem der leuchtenden Gesichtlein der Reihe nach zugenickt wie einem richtigen Bruder und wie einer leiblichen Schwester, und es sei da nicht der geringste Unterschied gewesen, ob es sich um ein Schnorrsches Gesichtlein oder um ein Hennigsches aus Hamburg gehandelt habe.

Als die Christmette zu Ende ging, klang als letzter Gesang vom Orgelchor auch jenes Lied, das Herr Zacharias zuvor als aufmunternden Gruß vernommen. Jetzt verstand er Wort für Wort das Sätzlein, das in himmlischer Deutlichkeit vom hohen Chore fiel: Es lautete: „Komm, o komm herein, du Gesegneter des Herrn. Warum willst du draußen stehen? Komm, o komm herein!"

Da tastete er mit seinen Händen nach den flachsblonden Scheiteln, die ihn, nachdem die Lichtlein niedergebrannt waren, fast traulicher noch als die dunkleren seiner eigenen Kinder umdrängten, und eine Träne des Glücks rann ihm über die Wange in den Bart, als er sah, wie mütterlich seine Hausfrau sich zu den fremden Kindern neigte.



Bunte Chronik



Saiki — die Einheitsnahrung.

Professor Tadasu Saiki ist der Direktor des Kaiserlichen Ernährungsinstituts in Tokio und als solcher eine bedeutende Persönlichkeit, die in den Augen aller Einwohner des Inselreiches großer Ehre teilhaftig ist. Nach jahrelangen Forschungen hat Professor Saiki nun die Einheitsnahrung erfunden, die natürlich den japanischen Verhältnissen angepaßt ist. Sie besteht zwar nicht aus der berühmten Pille, von der man in Europa so gern spricht und die die Zukunft der Ernährung des Menschen bilden soll, sondern ist eine gewöhnliche Speise, die aber all das dem Körper zuführt, was er für den Stoffwechsel benötigt. Alle für den Aufbau des menschlichen Organismus wesentlichen Bestandteile sind in diesem „Saiki-Menü" — wie die neue Einheitsnahrung scherzweise gern genannt wird — enthalten. Interessanterweise ist sie im Widerspruch zu ihrer Bezeichnung nicht im geringsten „einheitlich", sondern für die verschiedenen Bedürfnisse mannigfaltig zubereitet und zusammengesetzt. Es ist einleuchtend, daß ein Beamter eine andere Einheitsnahrung braucht als ein Holzfäller, und ein Sportler mit der Einheitsnahrung der um ihre schlanke Linie bekümmerten Filmdiva nicht auskommen kann. Wesentlich für Saikis Erfindung ist auch noch der Umstand, daß der Gelehrte sich bemüht hat, die einzelnen Produkte, aus denen sich seine Einheitsnahrung zusammensetzt, nur aus dem heimischen Boden und den inländischen Erzeugnissen zu gewinnen, um auch für den Fall einer Drosselung ausländischer Nahrungszufuhr, so vor allem in Zeiten eines Krieges, die dann um so wichtigere Einheitsnahrung auf einer gleichmäßigen Stufe und Beschaffenheit zu erhalten.



Lustige Ecke



Berliner Gemütlichkeit.

Zu einem vornehmen Mann kam eines Tages ein fremder Barbier, packte sein Handwerkszeug aus und schlug Schaum. „Was wollen Sie denn eigentlich hier?" fragte der Vornehme erstaunt. — „Ihnen balbieren." — „Sie? Ich brauche Sie nicht; ich habe schon einen Barbier." — „Nee", antwortete der Schabkundige, „ich bin jetzt Ihr Balbier. Sie müssen sich jetzt immer von mir balbieren lassen. Nämlich ick und Ihr eijentlicher Balbier, wir spielten jestern abend beede Schafskopp, un er verlor all sein Jeld an mir. Un wie er keen Jeld mehr hatte, da spielten wir um unsere Kunden, un da hab ick Ihnen jewonnen."

*

Der letzte Schottenwitz.



„Nee, ich glaube nicht, daß wir in diesem Jahr eine neue Tapete brauchen — — was sagen Sie — — Sie wollen das Musterheft zurück haben — —!?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.